

Aus Welt und Leben

Sensationelle Erfindung eines Innsbrucker Baflers

Innsbruck, 10. März. Dem Justizwachkontrollant Karl Schuchter in Innsbruck ist nach sieben Jahre langer Arbeit eine Erfindung auf dem Gebiete des Radiowesens geglückt, die dazu angeht, in Laien wie in Fachkreisen größtes Aufsehen hervorzurufen. Das Wesen der Erfindung besteht darin, daß es möglich geworden ist, mit kleinsten Energien einen bisher unbekannt großen Effekt zu erzielen. Der Erfinder hatte Gelegenheit, seine Versuche im Elektrotechnischen Institut der Innsbrucker Universität durchzuführen. Obwohl sein Versuchsstellen nur mit einer Energie arbeitete, die ein besseres Empfangsgerät zum Betrieb benötigt, konnte wie zahlreiche Aufschriften aus dem Hörsaal besätigen, im Verhältnis zum Innsbrucker Lokalfunk ein ganz unglaublich großer Effekt erzielt werden. Der Versuchsfunktor wurde ebenso stark gehört wie andere Sender, die mit etwa fünfzigfacher Energie arbeiten. Hervorgehoben wird dieser Effekt durch die dem Erfinder besetzten in zahlreichen Staaten patentrechtlich geschützte neue Modulationsverfahren, deren Wirkungsweise die Theorie vor neue Probleme stellt.

Innsbruck, 10. März. Dem Justizwachkontrollant Karl Schuchter in Innsbruck ist nach sieben Jahre langer Arbeit eine Erfindung auf dem Gebiete des Radiowesens geglückt, die dazu angeht, in Laien wie in Fachkreisen größtes Aufsehen hervorzurufen. Das Wesen der Erfindung besteht darin, daß es möglich geworden ist, mit kleinsten Energien einen bisher unbekannt großen Effekt zu erzielen. Der Erfinder hatte Gelegenheit, seine Versuche im Elektrotechnischen Institut der Innsbrucker Universität durchzuführen. Obwohl sein Versuchsstellen nur mit einer Energie arbeitete, die ein besseres Empfangsgerät zum Betrieb benötigt, konnte wie zahlreiche Aufschriften aus dem Hörsaal besätigen, im Verhältnis zum Innsbrucker Lokalfunk ein ganz unglaublich großer Effekt erzielt werden. Der Versuchsfunktor wurde ebenso stark gehört wie andere Sender, die mit etwa fünfzigfacher Energie arbeiten. Hervorgehoben wird dieser Effekt durch die dem Erfinder besetzten in zahlreichen Staaten patentrechtlich geschützte neue Modulationsverfahren, deren Wirkungsweise die Theorie vor neue Probleme stellt.

Innsbruck, 10. März. Dem Justizwachkontrollant Karl Schuchter in Innsbruck ist nach sieben Jahre langer Arbeit eine Erfindung auf dem Gebiete des Radiowesens geglückt, die dazu angeht, in Laien wie in Fachkreisen größtes Aufsehen hervorzurufen. Das Wesen der Erfindung besteht darin, daß es möglich geworden ist, mit kleinsten Energien einen bisher unbekannt großen Effekt zu erzielen. Der Erfinder hatte Gelegenheit, seine Versuche im Elektrotechnischen Institut der Innsbrucker Universität durchzuführen. Obwohl sein Versuchsstellen nur mit einer Energie arbeitete, die ein besseres Empfangsgerät zum Betrieb benötigt, konnte wie zahlreiche Aufschriften aus dem Hörsaal besätigen, im Verhältnis zum Innsbrucker Lokalfunk ein ganz unglaublich großer Effekt erzielt werden. Der Versuchsfunktor wurde ebenso stark gehört wie andere Sender, die mit etwa fünfzigfacher Energie arbeiten. Hervorgehoben wird dieser Effekt durch die dem Erfinder besetzten in zahlreichen Staaten patentrechtlich geschützte neue Modulationsverfahren, deren Wirkungsweise die Theorie vor neue Probleme stellt.

Nicht jedes Kind ist ein „Treffer“

Bei allem Einfluß, den Umwelt und Erziehung auf die Entwicklung des Menschen ausüben, bleibt die entscheidende die Vererbung. Es steht fest, daß die oberen Volksschichten verhältnismäßig mehr begabte Kinder erzeugen als die unteren. Der Geburtenrückgang in den höheren Schichten kann nicht dauernd von unten völlig ergänzt werden; dieser fortgeschrittene Raubbau muß zur Schädigung des Ganzen führen. Erfordert schon die Erhaltung der Volkszahl mindestens drei bis vier Kinder je Ehe, so ist zur Verabreichung und Hebung der Qualität unbedingt eine noch größere Kinderzahl notwendig. Wir wissen, wie mannigfaltig die Mischung der Erbinheiten bei den Kindern derselben Familie ausfällt. Nicht jedes Kind ist ein „Treffer“, und schon beim Würfelspiel erzielt man mit acht Würfeln eher eine Sechse als mit zweien. Wenn die genetischen Ausstattung sich auf die späteren Kinder niederlassen wie bei Mozart, Bach, Wagner, so steht es mit unserem durchschnittlichen Nachwuchs einweilen wenig rosig aus. Ferner ist zu beachten, daß die Vererbung häufig „verdeckt“ erfolgt, um bei besonders günstiger Vereinigung wieder hervorzutreten. Besonders die Töchter sind solche Überträger; kommen sie aus tüchtiger Familie, so ergibt eine geeignete Heirat zuweilen hervorragenden Nachwuchs. Das bekannteste Beispiel ist die „Schwäbische Geistesmutter“ Regine Burdhardt (1809-1869), die Stammutter von Holderlin, Uhland, Schelling, Novalis und anderen bekannten Schwaben. Nebenbei haben oft auch spätgeborene, selbst nicht besonders hervorragende Söhne höchstwertige Kinder: Hindenburgs Vater war dreizehntes, der Vater der Brüder Siemens fünfzehntes (letztes) Kind.

Unterhaltung bei der Arbeit

Eine originelle Untersuchung ist von der englischen Gesundheitskommission angestellt worden. Man hat sich die Aufgabe gesetzt, zu erfahren, welchen Einfluß bestimmte Arbeiten auf den Gemüts- und Geisteszustand des Menschen haben. Vor allem handelt es sich um den Einfluß der fabrikmässigen, eintönigen Arbeit. Länger als ein Jahr hat man die jugendlichen Arbeiterinnen einer Fabrik beobachtet und festgestellt, wie sie sich zu ihrer Arbeit verhalten. Von zehn jungen Fabrikarbeiterinnen waren nur drei dazu geneigt, die Arbeit

um ihrer selbst willen zu tun. Nur diese drei arbeiteten wirklich gern und hatten Freude an ihrem Tun. Die anderen sieben empfanden die Arbeit als einen unangenehmen Zwang. Man hat außerdem genau festgestellt, über welche Dinge sich die Arbeiterinnen während der Arbeit unterhalten. Innerhalb zwölf Wochen hatten eine fünfzehn- und sechs- und sechsjährige Arbeiterin 42 verschiedene Unterhaltungen über Männer, 27 über Filme und Filmstars, 14 über Stadtfests und 10 über Selbstmorde, Verbrechen und Unfälle. 33 Unterhaltungen betrafen die Arbeitsbedingungen und hier war nur in fünf Unterhaltungen eine Befriedigung über die Zustände zu bemerken. Auch bei Männern wurden ähnliche Untersuchungen durchgeführt, und hier zeigte sich, daß die Arbeiter in der Hauptsache über Sport, ihre Arbeit und ihre Liebbabereien sprachen.

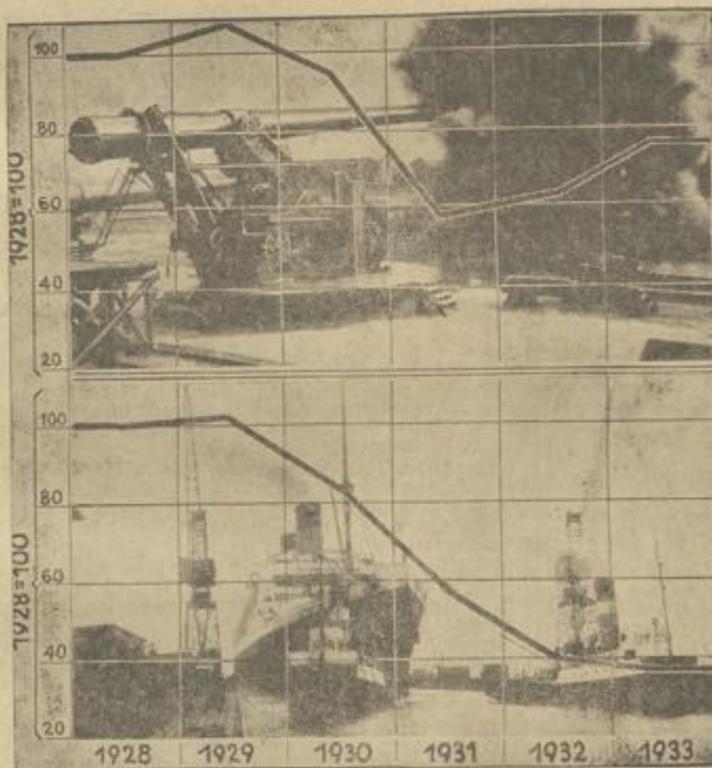
Das evangelische Pfarrhaus als Wiege führender Männer

Hervorhebenswert ist der bedeutende Anteil des evangelischen Pfarrhauses an der Aufzucht führender Männer. Diese auffallende Tatsache kann erklärt werden aus dem fast sprichwörtlichen Kinderreichtum der Pfarrersfamilien, der das einmal vorhandene Erbgut vor dem Aussterben bewahrt. Es gibt Familien, die seit der Reformation acht bis zehn Geschlechterfolgen ununterbrochen Pfarrer gestellt haben. Dann gab es hier viele Möglichkeiten günstiger Verbindungen mit anderen hochwertigen Erbmassen; auch der erzieherische Einfluß einer ernsthaften Haushaltsführung, deren Festigkeit durchaus nicht eine weltliche Lebensführung ausschließt, muß in Anschlag gebracht werden. Größere Geschlechterzahl wirkt überdies an sich schon erzieherisch. Keinerlei übermäßige Beförderung verzerrt die Kinder; das einzelne wird nicht so wichtig genommen und fällt sich frühzeitig in Selbsthilfe und Abwehr. „Lieber ein Loch im Kopf als in der Hose“, lautete ein Satz, den ein einer Pfarrersfamilie entsprossener hervorragender Mann oft von seiner Mutter gehört habe.

Das Häutchen auf der Milch

Eine besonders den Hausfrauen bekannte Erscheinung ist die beim Erhitzen von Milch beobachtete Häutchenbildung. Diese Milchhaut nimmt bei steigender Temperatur und längerer Erhitzungsdauer weiter zu. Das Entstehen der Haut ist zurückzuführen auf die durch die Erwärmung bedingte chemisch-physikalische Veränderung einzelner Milchbestandteile, insbesondere der Milchweißkörper. Bemerkenswert ist, daß nach Entfernung eines solchen Häutchens es trotzdem zur Neubildung kommt. Dagegen unterbindet Ueberhitzung der Milch mit Öl die Hautbildung vollkommen. Dies kann wohl so erklärt werden, daß infolge der geringeren Wasserbindung die Gerinnungserscheinungen der Eiweißkörper zurückgedrängt werden. Was die Zusammensetzung solcher Milchhäutchen anbelangt, so sind nach den vorgenommenen Untersuchungen bei Vollmilch die zuerst entnommenen Teile die fettreichsten Milchhäutchen. Bei weiterer Erhitzung tritt dann der Fettgehalt in den Hintergrund gegenüber dem ansteigenden Eiweiß- und Milchzuckergehalt. Wie also zu erleben, sind die Milchhäutchen nur der Milch entzimmende, für die Ernährung wichtige Stoffe, so daß es gar nicht verwunderlich ist, wenn der Volksmund häufig die Milchhaut als das Nährhafte an der Milch bezeichnet. Seitdem die Reinigung der Milch und die Erwärmung mit folgender harter Kühlung überall durchgeführt ist und dadurch die restlose Zerkörung der Keime gewährleistet wird, erübrigt sich selbstverständlich das Abkochen der Milch, das den Geschmack verdirbt und die Nährstoffe, im Häutchen, für die meisten Menschen wertlos macht, da sie sich vor gelochter Milch einkaufen. Die kühl gestellte Milch im verschlossenen Gefäß bleibt auch im Sommer mindestens 24 Stunden frisch.

Senden Sie Ihren Angehörigen im Ausland
ständig das Heimatblatt, den „Enztäler“



Welthandel und Weltwaffenhandel

Unser Schaubild zeigt die Entwicklung der Ausfuhr von Feuerwaffen und Munitionsmengen (oben) und der gesamten Ausfuhr aller Länder (unten), berechnet in den Jahren 1928-1933, wobei der Stand 1928 gleich 100 gesetzt ist. Es ergibt sich, daß in dieser Zeit der Weltwaffenhandel auf etwa ein Drittel zusammengeschrumpft ist, während der Weltwaffenhandel nur auf 75% seines einstigen Standes sank. Man nimmt an, daß zurzeit 5% aller Schußwaffen-Produktionen jährlich für Rüstungen ausgegeben werden.

Hanni als Reporterin

Ein köstlicher Roman von Anton Schwaib

„Und was haben Sie getan, Herr Groterjan?“
 „Ich... ich habe der gnädigen Frau gesagt: „Aber, wo doch der selbige Herr gestorben ist... das würde ich man nicht tun. Aber da ist sie böse geworden... ja... sehr böse und hat mich angefahren, und da habe ich die Möbel räumlich lassen. Ich habe sie aber nicht zertrümmert, ich habe ja Platz in meinem Inspektorsbüro, und da habe ich sie in dem einen Zimmer untergebracht.“
 „Brav von Ihnen, Herr Groterjan!“ sagte Peter dankbar.
 „Und dann... da ist etwas Seltsames noch!“
 „Was denn, Groterjan?“
 „Ich habe mir da einmal den Schreibtisch angesehen! Sie wissen ja. Ein ganz alter Schreibtisch war es. Der selbige Herr war so stolz auf ihn und wie ich da so in den Fächern nachschaue, da... ich främte so drin herum... waren ja nur noch alte Bilder darin, da auf einmal geht so ein Fach auf... wie man so sagt ein Geheimfach.“
 Das Interesse der Brüder wuchs.
 „Da, so ein richtiges Geheimfach. Und darin lag ein ganzer Stoß Papiere, und den wollte ich den gnädigen Herren man nur abliefern! Was drin steht, weiß ich nicht, denn ich hab' da nicht nachgesehen.“
 Der Konsul nahm die dargereichten Papiere.
 „Ich danke Ihnen, Herr Groterjan, Sie haben richtig gehandelt und wir werden uns Ihnen gegenüber dankbar erweisen. Haben Sie einen Wunsch?“
 Berlegen drehte der Inspektor seinen Hut.

„Ja... ein Wunsch... nee, nee, mir geht es gut auf Waffenthin. Aber wenn ich Sie bitten möchte, verkaufen Sie Waffenthin nicht!“
 „Aber wer will denn Waffenthin verkaufen?“
 „Die gnädige Frau, Herr Konsul!“
 Die Brüder sahen sich kopfschüttelnd an. Peter witterte los.
 „Das ist ein starkes Stück, also ohne uns ein Wort zu sagen, will sie Waffenthin verschachern. Großartig! Da werden wir dazwischenfunken! Das gibt es unter keinen Umständen. Am Ende verkauft sie noch die „Berliner Post“!“
 Fred wandte sich an Groterjan.
 „Herr Groterjan, fahren Sie ruhig heim. Wir werden alles tun, um einen Verkauf zu verhindern.“
 Beruhigt zog der alte Inspektor ab.
 Fred gab dem Bruder die Papiere und sagte: „Les sie, Peter! Sicher sind sie ganz interessant! Ich fahre jetzt zu Hanni. Ich will alles wieder gutmachen!“

Konsul von Gellert ließ sich durch Peterlein bei Hanni melden. Das alte Faktotum kam aber gleich wieder und sagte: „Kräulein Jungfräulein bedauern!“
 „Ich muß unbedingt das gnädige Kräulein sprechen! Und wenn es nur ein paar Minuten sind. Es gilt, einen Irrtum aufzuklären.“
 Abermals versuchte Peterlein sein Glück, aber Hanni ließ sich nicht sprechen.
 Fred war verzweifelt.
 Er nahm die Bilder, legte eine Karte von sich dazu und schrieb darauf: „Verzeih mir! Diese unglückseligen Bilder sind schuld an allem. Laß mich alles wieder gutmachen!“
 Peterlein trug alles zu Hanni.
 Das Mädchen, das blaß, aber aufrecht am Tisch saß,

sah die Bilder an und las die Zeilen. Sie begriff sofort die Zusammenhänge.
 Aber ihr Herz blieb hart.
 Sie schrieb auf eine Karte: „Ich habe alles begriffen und verzeihe alles, aber ich bitte Sie, lassen Sie mich meinen Weg allein gehen. Was einst war, muß vergessen werden. Ich wünsche Ihnen alles Gute, Hanni.“
 Der Mann zuckte zusammen, als er ihre Worte las. Sie trafen ihn unbarmherzig.
 Aber er wehrte sich dagegen, daß sie ihn vergessen haben könne, er zwang sich dazu, zu glauben, daß noch Liebe in Hannis Herzen lebe. Er wollte um sie kämpfen. Sie, die durch eigene Schuld Verlorene wiedergewinnen, darauf kam es ihm an.
 Alles wollte er einsehen für die Geliebte, die er nie vergessen hatte, der all seine Sehnsucht gehörte.
 Er dankte dem alten Manne, der ihn teilnahmsvoll ansah, und ging.
 Zur Mutter führte sein Weg.

„An wunderte sich, als Fred sie um eine Unterredung bat.“
 „Was ist Fred?“ fragte gespannt.
 „Mama, ich muß dir einen schweren Vorwurf machen.“
 „Und was betrifft er?“
 „Dein unverantwortliches Handeln gegenüber“, sagte der Konsul hart.
 Frau Olls bekehrte auf. „Ich bitte dich! Jetzt, wo dieses abstruse Geschöpf über Nacht berühmt geworden ist, willst du wohl alles einstecken und demütig zu Kreuze kriechen!“
 „Mama, Hanni ist ein ehrlicher, hochanständiger Mensch. Ich bedauere tief, daß ich mich von dir überreden ließ und die Bilder, die du mir als Schuldweisens brachtest, nicht nachprüfte.“

VOLK UND HEIMAT

Neue Formen der Volkstultur

In einer dem Aufbau des deutschen Volkes dienenden Zeitschrift fand sich kürzlich ein Bilderaufsatz über das Heimatmuseum in Zwischenau. Das ist ein altes Ammerländer Bauernhaus, auf Betreiben eines Heimatfreundes vor dem Abbruch bewahrt und vom Ausschuss bis zum Schlußstein mit auferlebten Stücken alten bäuerlichen Kunsthandwerks angefüllt. Aber noch mehr: „Im Hause wohnt eine Bauernfamilie, die die Verpflichtung hat, ständig die alte Ammerländer Tracht zu tragen und alle ihre haus- und landwirtschaftlichen Verrichtungen vor den Augen der Besucher ausschließlich mit dem alten Bauernhausrat zu tun.“ Also: offene Herdstelle, messingene Bratpfanne, Bargeld im Kasten, durch den Hohlhand getriebene Treitmühle zum Buttern, selbstgewebtes Bettzeug.

Diesem Aufsatz liegt bewußt die Absicht zugrunde, für alte Bauernkultur zu werben. Wir bewundern noch heute mit Recht die Erzeugnisse einer Kunstfertigkeit, die im wesentlichen von bodenständigen bäuerlichen Handwerkern hergestellt wurden, in eigenartiger selbstbewußter Umwandlung städtischer Vorbilder. Land und Stadt bedeuteten vor zweihundert Jahren in kultureller Hinsicht gleichwertige Glieder des Volkstums, wenigstens dort, wo das Land durch ein kraftvolles Bauerntum vertreten ist und die Stadt durch ein solches Bürgerium. In den Zeugen von der großen künstlerischen Heberlieferung in Stadt und Land ehren wir die Menschen — ihre Tüchtigkeit, ihr kerniges Wesen, ihren echten Sinn, ihre natürliche Geradheit, aber nicht die toten Dinge.

Wir kommen zurück auf das Ammerländer Bauernmuseum. Wenn ein Brand alles zerstörte — bliebe deshalb unsere Verehrung minder stark, weil ihr die handverlesenen Gegenstände fehlen? Das wäre eine kümmerliche Art von Heimatliebe und Heimatpflege, die zugleich mit dem Verschwinden der Zeugen aus alter Zeit erlischt! Die sich ausgiebt in Lobpreisung des Verworfenen und dem Verlorenen feindselig nachfolgt. Nicht alle von diesen Antiquaren sind sich hoffentlich bewußt, daß sie das Jetzt und Heute damit ablehnen zugunsten einer fragwürdigen „guten alten Zeit“, daß sie etwas Widerwärtiges unternehmen, indem sie wünschen, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu können.

Wo der bewahrende Sinn übermächtig wird, da stirbt das Leben. Mächtige Impulse der Kraft und des Mutes zum Räudern um eine Zukunft und der Hoffnung geben aus von der Ueberlieferung — aber auf den Impuls kommt es an, und auf den Kampf, und auf die Willensbildung. Diese stillen Werte allein rechtfertigen die Beschäftigung mit dem Gewesenen und die Liebe zur Geschichte. Die Tatsachen selber und die Dinge von damals sind unwiederbringlich dahin und dem Museum einverleibt. Man wird dabei nicht verkennen, daß in den alten Dingen Ewigkeitswerte verborgen liegen; die letzten und tiefsten Instinkte eines Volkes, die das eigentliche Geheimnis seiner besonderen Artung umschließen, die gültig bleiben solange es lebt, offenbaren sich in den Zeugen seines ersten Werden viel reiner als in späteren Zeiten, wenn der gräßliche Verstand und eine immer noch oberflächliche Bewußtheit das reine Bild ursprünglichen Schaffens verwischen.

Es fragt sich jedoch, ob die Zeit des späten Paros, die wir als Entstehungszeit der meisten bäuerlichen Kunstgegenstände ansehen müssen, besonders geeignet ist zur Kenntnis des wahren Bauerntums. Gewiß — die Zeit läuft langsam für die Leute auf den Feldern und in den Wäldern, so langsam wie die Natur selber, von der sie ein Teil sind. Aber sie läuft schneller seit hundert Jahren, immer schneller, und andere Mächte als Sterne und Sonne und Jahreszeiten sind am Himmel des Bauern aufgestiegen; die Stadt bedrängt ihn; etwas Fremdes zerhört die Einheit des Daseins.

Stadt und Land wurden einander entfremdet. Die Abivision ist es, welche ihre Kultureinheit zersch. Die Luft frang auf gerade zu der Zeit, als die spätesten Dinge des Ammerländer Bauernmuseums entstanden. Da entwiderte sich in der Stadt jenes absonderliche Spezialkulturm von Gelehrten, Künstlern, Technikern, Fabrikanten, mit einem Wort — der Liberalismus, der natürliche Feind des immer konserverativen Bauern. Verkünder Liberalismus und Individualismus ist aber auch alles, was sich als Aesthetik ausbreitete und in dem Wort „Kunstgewerbe“ einen bezeichnenden Ausdruck findet. Eine durchaus städtische Angelegenheit, mit der der unverbildete Mensch nichts anzufangen weiß. Er lächelt über die Ausbrüche des Entzückens angesichts dessen, was sie „Bauernkunst“ nennen, was aber nichts weiter ist als eine mit Freude am Bauen und Lustigen, oft auch mit einem kräftigen Schuß selbstbewußter Partisanenstellung des Reichtums vermischte ganz natürliche Hingebung. Von bewußter Schönheit ist keine Rede. Der Bauer steht den Dingen des Heimatmuseums gegenüber mit dem Gefühl der Bewunderung über das Aufheben, was die Städter von den ihm selbstverständlichen Sachen machen.

Es ist hoffentlich nicht anzunehmen, daß die wieder sehr hart auflebende Blüte alter bäuerlicher Kunstformen sich soweit verleiht, daß man im Ernst verlangt, der Bauer solle in ein abgelegtes Gehäus von Eiten und Gegenständen treten, die unter dem Einfluß von Eisenbahn und Kraftwagen, von Kunstbühnen, Drechsmaschine und Kartoffelplag, von Beton und Rundfunk, Baumwolle und Nähmaschine, Zeitung und Fremdenverkehr ihre wertvollen, aus dem Mittelalter stammenden Grundlagen verloren haben. Wenn auch der Volkgeist der gleiche bleibt und heute in Auswirkung der nationalsozialistischen Weltanschauung wieder kräftig und rein zur Geltung kommen will und wird — der Bauer wird und muß sich neue Formen suchen, denn er ist ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts. Er selber ist dazu berufen und kein anderer. Nicht die Stadt soll ihm das Neue bringen, sondern er wird es sich holen nach seinem Sinn, wenn überhaupt unter aller inständigen Streben nach einer Wiedergeburt des deutschen Volkes und namentlich der Bauernart als der Grundlage jeder Erneuerung Erfüllung finden soll.

Das „Patois-Bater-unser“ der württembergischen Waldenser

Ein gelegentliches Beisammensein mit der Patriarchengestalt des Heinrich Perrot, Seniorschef der bekannten Calwer Uhrenfabrik, benützte der Schreiber dieser Zeilen, um sich von ihm das „Bater-unser“ der württembergischen Waldenser geben zu lassen. So sehr diese Waldenser ehrliche und treue Schwaben und Deutsche wurden, so jäh behielten wenigstens die älteren von ihnen das „Bater-unser“, überhaupt die täglichen Gebete in der ursprünglichen, angestammten Mutterprache bei. Unsere Leser werden wissen, daß eine ganze Anzahl von Dörfern im württ.-badischen Grenzgebiet von Waldensern gegründet wurde — Binade, Neuhengstert, Dürrenz, Serres, Cortes, Schönenberg, Klein-Billers — und daß das Alpenbavariolatin noch im vorigen Jahrhundert Umgangssprache der alten Bewohner war. Das

erwähnte „Bater-unser“ im „Patois“, in der Mundart der Waldenser, lautet nun:

Rostre patre, que se al cel,
ton nom se sanctifica,
Lo teo Royno arriba,
La touz voluntas se faiete sur la terra
commo al cel.
Duna nos tuti li dyourn panostre denob,
Bardounes nos li nostri pecca,
commo nos verdoren a tuti
acquell de nos an offensa.
Lapso nous pas decheure, ni tounbar en la Tentazioan,
en ayra delibery nos dal Sentor,
car a tu es lo royma,
la poissena et la gloria sano eterna
al oultra. Amen.

Ursprünglich niedergeschrieben von „Jean Henry Perrot, maitre d'école à Bourriet — Neuhengstert 1852.“ Das Durch-einanderklingen von Französisch, Latein und Italienisch gibt diesem ehrwürdigen Deutschl Waldensischer Herzensformel das Gepräge.

Etwas von David Friedrich Strauß und dem Döbel-Farrer Käferle

Von J. Hill, Loffenan

Wo der Döbel ist, das weiß, seit es Eier gibt, bald jedermann. Aber Strauß hat es auch gewußt. Er hat einen Freund davon gehabt, den Stiftsgenossen und Ludwigsburger Landmann Käferle. Ihn hat er von München aus besucht und ihm am 10. Mai 1849 einen wunderschönen Heimwehbrief geschrieben. Der ist aufgenommen unter die Straußbriefe, die Eduard Jeller, der Schwabe und Berliner Philosoph 1895 bei Emil Strauß in Bonn herausgab. Die beiden Männer hingen sehr aneinander und der in seiner Ehe nicht glückliche Strauß am Döbel-Farrhaus. Er schreibt in jenem Brief unter anderem: „Wie süß wohnt Du auf Deinem Berge! Daß all das Getümel der Dir (Strauß meint die Revolution) und geist mit Deinen Schülern und unterrichtest Deine Kinder. Letztere Nachricht hat mich gefreut. Das ist gewiß eine schöne, sich selbst lobnende Beschäftigung. Und für Dich ganz geeignet als einz homo Socraticus. Könnte ich nur diesen Sommer wieder ein paar Tage in Deiner oberen Stube zubringen. Ich werde diese Luft, wenn man dort das Fenster öffnet, diesen Wind nach dem Rhein, den Weg nach Herrnsald, Eure stille freundliche Häuslichkeit nie vergessen. Es ist mir recht von Dir, wenn Du mich dort wohnen läßt. Wie schön muß es sein.“ Nachher heißt es: „Grüße mir aus herzlichster Deine liebe Frau. Empfiehl mich dem Herrn Collega in Loffenan.“ Dieser Herr Collega hat 1840/49 die Loffenaner Kirche gebaut und wie die Breußen Gernsbach bombardierten, hat Bezold, so heißt er, von Cavallo in Wildbad, d. h. durch dessen

Vermittlung 47 fl. 21 Kreuzer bekommen für die Abgebrannten, dazu einige Kleidungsstücke. Bezold hat sich bedankt im „Enztäler“ vom 15. September 1849. Käferle aber hat, ebenfalls im „Enztäler“ und zwar in dem vom 14. August, ein Gedicht von Strauß abdrucken lassen, das dieser scheint nicht in den Feuerofen geworfen hatte, wie andere, von denen Käferle im Brief vom 10. Mai 1849 schreibt, er habe sie verbrannt als ein „Gesäß mit reinen und unreinen Thieren.“

Der geneigte Leser mag sich nun selber seinen Verd machen aus der Stimmung, in der David Friedrich Strauß damals war. Es war nach den Briefen aus jener Zeit keine roige — das Gedicht aber lautet so:

Ich hör' als Knab' ein Rarrenwort,
Das noch den Mann erbaut.
Es haust in der Predigt ein
Die Narrin überlaut.
Si, huff' Sie doch so widrig nicht!
Fahr sie der Piarrer an;
Derr Piarrer, gab sie ihm zurück,
Ich huffe, wie ich kann.

Gesprochen hab' ich manches Wort,
Geschrieben manches Blatt,
Und leider manches Schritt gemacht,
Den man gescholten hat.
Dir ihr mich schmäht, so höret doch
Von mir ein Wortlein an:
Doh! jedem, den tein Duffen plagt!
Ich huffe, wie ich kann.

Und diese Verse, weiß ich wohl,
Sind nicht vom besten Schlag.
Doch bist mir oft ein kleines Lied
Durch einen trüben Tag.
Nicht möß' ich ja der Nachtigall,
Deine Ruhm mir an!
Es bist' ich, ungeredter Mensch,
Wie ich kann!

Am 7. Dezember 1855 hat Strauß von Heidelberg aus an Käferle geschrieben, was ihm Käferle schreibe über seine Bücher, sei ihm immer das Liebste. „Ich weiß nicht, ob es an der Lage vom Döbel, oder sonst etwas liegt; aber auf ihm finden meine Worte immer den vollsten und reinsten Widerklang.“ Ein Beweis treuer Jugendfreundschaft und echter Landsmannschaft über alles andere weg!

Neue Volkslieder

Der flandrische Totentanz

Der Tod reitet auf einem kohlschwarzen Rapfen, er hat ein undurchsichtiges Kappen. Wenn Landknecht in das Feld marschieren, läßt er sein Roß daneben galoppieren. Flandern in Not, in Flandern reitet der Tod.

Der Tod reit auf einem lächten Schwimmel, so schön wie ein Cherubin vom Himmel; wenn Mädchen ihren Reigen schreiten, will er mit ihnen im Tanze gleiten. Flandern in Not usw.

Der Tod kann auch die Trommel rühren, du kannst den Wirbel im Herzen wühren; er trommelt lang, er trommelt laut, er schlägt auf eine Totenhaut.

Als er den ersten Wirbel geschlagen, da hat's das Blut vom Herzen getragen, als er den zweiten Wirbel schlug, den Landknecht man zu Grabe trug.

Der dritte Wirbel ist so lang gegangen, bis der Landknecht von Gott seinen Segen empfing, der dritte Wirbel ist leis und lind, als wiegt' eine Mutter im Schlaf ihr Kind. Flandern in Not, in Flandern reitet der Tod.

(Der Schöpfer dieses Gedichtes und der Singweise war nicht zu ermitteln. Dieses in Wort und Weise gleichartige Lied kommt nicht aus der Landknechtszeit, sondern aus dem Weltkriege; es ist erst seit einigen Jahren bekannt.)

Streitlied zwischen Leben und Tod

So spricht das Leben: die Welt ist mein, mich preisen die Mimen und Vögelin, ich bin der Tag und der Sonnenschein, so spricht das Leben: die Welt ist mein.

So spricht der Tod: die Welt ist mein, dein Leuchten ist nur eitel Pracht, sinkt Stern und Mond in ewige Nacht — so spricht der Tod: die Welt ist mein.

So spricht das Leben: die Welt ist mein, und machst du Särge aus Marmorstein, kannst doch nicht fargen die Liebe ein — so spricht das Leben: die Welt ist mein.

So spricht der Tod: die Welt ist mein, ich habe ein großes Grab gemacht, ich habe die Pest und den Krieg erdacht, so spricht der Tod: die Welt ist mein.

So spricht das Leben: die Welt ist mein, ein jedes Grab muß ein Ader sein, mein ewiger Samen fällt hinein, so spricht das Leben: die Welt ist mein.

(In einem kritischen Buche über das deutsche Volkslied (1917) wird über dieses Lied geschrieben: Das Gedanken-gedäude, das hier vor uns hingestellt wird, ist von so gigantischer Größe, daß es schwer wird, ein altes Volkslied ihm als gleichwertig gegenüberzustellen (höchstens den Schmitter Tod).

Und nun ein drittes von kraftvollem Humor:

Vom Gulden und vom Hellerlein

Dem Gulden und dem Hellerlein, fiel gar einmal das Streiten ein, sie kritten sich wie Jud und Christ, wer von den beiden der Beste ist.

Der Gulden sprach: Ich bin der Herr, ich bin von Silber rund und schwer, ein Schock von euch geht auf ein Lot, ihr seid vor lauter Schande rot.

Der Heller rief: Schrei nicht so laut, man Gulden hat auf Sand gebaut, mit mir fängt man das Sparen an, der Reich' ist oft der arme Mann.

Der Gulden prahlte: Du Hungersknecht, um dich ward noch kein Raufsch geacht, wo ich erkling, springt auf die Tür, tritt Knecht und Herr und Weib herfür.

Der Heller sprach: Bin ich auch gering, so bleib ich doch ein ehlich Ding, du aber warst der Judaslohn, der einst verriet den Gottesohn.

Der Gulden sprach: Rein ist die Welt, ich laufe mir, was mir gefällt, du bist und bleibst ein Schluderklein, springst nur in Bettelstief hinein.

Der Heller sprach: Ein Hellerlein geht leicht wohl in den Himmel ein, auch läßt der Teufel in Säcken auf, springt in die Höl' in schnellem Lauf.

Da steht die zwei ein Krämerweib, in die Tofsch' auf ihren dicken Leib — ist einer so gut ist einer so schlecht — mir aber wären die beiden recht!

Die Aufloderung der Großstädte

Der Staatsminister Dr. Lippert hat soeben das Großstadtproblem in einer ganz neuen und interessanten Weise behandelt. Er ist dabei von der Tatsache ausgegangen, daß die Zusammenballung der Menschen in gesundheitlich falsch angelegten Millionenstädten nicht mehr in bisheriger Weise fortgesetzt werden kann. Schon in den letzten Jahren hat sich gezeigt, daß der starke Zustrom von Landbewohnern, der die Bevölkerungszahl der Großstädte in so übermäßiger Weise auszuweiten ließ, infolge der Arbeitslosigkeit allmählich verfliegt ist. Dieses Stagnieren der Einwohnerzunahme in den Großstädten wird infolge der neuen nationalsozialistischen Bauern- und Siedlungsförderung aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Dauererscheinung werden. Mit dem Stöcken oder Aufhören der Zuwanderung aus dem Lande aber werden die Großstädte notwendigerweise ein ganz anderes Gesicht erhalten müssen.

In den letzten Jahrzehnten war es so, daß fast der ganze natürliche Bevölkerungszuwachs des flachen Landes diesem durch die Abwanderung verloren ging und nur zur Berggröberung einiger Kleinstädte diente. Während also die Großstädte selbst in Wirklichkeit so gut wie überhaupt keine Geburtenzunahme hatten, und nur das Land zur natürlichen Bevölkerungszunahme beitrug, nahm infolge der Landflucht allein die Volkszahl der Großstädte zu, während die des flachen Landes keine Steigerung erfuhr oder gar zurückging. In den Großstädten dagegen führte die steigende Wohnungsnachfrage, mit der das Angebot nicht gleichen Schritt halten konnte, zu einer Ueberbevölkerung der Innenstädte, die mit allen sozial-ökonomischen Grundfragen und Erfordernissen unvereinbar war. Wenn nun jetzt die Bevölkerungsziffer der Großstädte konstant bleiben wird, so werden ganz von selbst die Ansprüche, die an die Wohnungen in gesundheitlicher Hinsicht gestellt werden, wachsen, und es wird nach und nach möglich sein, sie durch den Bau gesünder Kleinhauswohnungen zu befriedigen. Die unhygienischen Massenquartiere und Mietkasernen werden verlassen werden. An ihrer Stelle werden bessere Wohnhäuser nach vernünftigen Baugrundsätzen errichtet werden. Nicht mit Unrecht erinnerte Staatskommissar Dr. Lippert daran, daß man unter der marxistischen Regierung drauf und dran war, die Reichshauptstadt zu einer Zehnmillionenstadt auszubauen. Dann hätte jeder sechste Deutsche in Berlin gewohnt, und das ganze Land, insbesondere aber der deutsche Osten wäre schließlich verödet. Im Gegensatz hierzu vertrat Dr. Lippert den Gedanken, Berlin's Einwohnerzahl auf etwa 4 Millionen zu stabilisieren. Auch die übrigen deutschen Großstädte werden künftig auf ihren natürlichen Bevölkerungszuwachs angewiesen sein, der unannehmlich sehr gering ist.

Wenn aber anstelle des unnatürlichen Zug nach der Großstadt das Verlangen nach naturgemäßen, geräumigen und gesunden Wohnungen tritt, so wird sich ganz von selbst auch in den Großstädten eine Aufloderung des heute viel zu dichten Zusammenwohnens der Menschen durchsetzen. Gleich dem Bauern wird auch der Großstädter wieder Verbindung mit dem Boden suchen, der dem Menschen allein Kraft und Gesundheit gibt. Die Großstädte werden dann zwar nicht mehr nach außen hin wachsen, wohl aber werden sie an innerer Gesundheit und an wahren Wohlstand zunehmen.

